



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niemann, August: Bakchen und Thyrosträger : (Fortsetzung.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Uebersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

Achtes Kapitel.

### Eine fluge Braut.

Was die Weiber lieben und hassen,  
Das wollen wir ihnen gelten lassen;  
Wenn sie aber urtheilen und meinen,  
Da will's oft wunderbarlich erscheinen.



Sylvia hatte an eben diesem Vormittage, während ihre Mutter und Scheindl Beitel über indirekte Steuern sprachen und dann mit großer Geschmacklosigkeit ein Staatskleid für die Gesellschaft komponirten, welche Ende der Woche bei Irwischs stattfinden sollte, eine ernste Unterredung mit ihrem Bräutigam.

Häufige Besuche von seiner Seite wurden im Hause nicht gern gesehen, deshalb hatte Sylvia es so eingerichtet, daß sie ihm begegnete, wenn sie an bestimmten Tagen einen bestimmten Weg ging.

Sie zog ihre Sechundsfelljacke an, setzte ihr Sechundsfellbarett auf, nahm zum Schutz gegen die Augen der Welt eine rote Mappe mit der goldnen Aufschrift „Musik“ unter den Arm und stieg in eine Droschke. In der Nähe des Brandenburger Thores ließ sie halten, verabschiedete das Gefährt und schritt auf das Thor zu. Es war ein kalter Tag, obwohl im Juni, von Zeit zu Zeit segte ein scharfer Regen herab, und dann wieder trieb ein frischer Wind helle, kleine Wolken am blauen Himmel hin.

Ein junger Mann mit einem Rembrandthut auf den blonden Locken und in einem kurzen blauen Tuchrock von dem Schnitt der kleidsamen österreichischen Offiziersblousen kam ihr mit freudigem Gesicht entgegen.

Sie hielt seine Hand fest, sah ihn lange an und sagte mit einem leichten Seufzer: Wie schön du bist!

Er warf den Kopf zurück, lachte laut und rief: O, du Märchen!

Dann setzte er den breitkrämpigen Hut, den er während seiner zärtlichen Begrüßung in der Hand gehalten, wieder schräg auf die prächtige Haarflut, nahm die rote Mappe in seinen Gewahrsam, zog Sylvias Arm an sich und half ihr durch das Gewirr der Wagen hindurch unter die Bäume des Tiergartens.

Bist du nicht ein leibhaftiges, kleines Märchen? sagte er. Wie kannst du reizendes Wesen, du modern verunzierter Ausbund klassischer Anmut zu einem ungeschlachten Burschen meines Kalibers sagen, er sei schön? Willst du das bischen Gute, das noch an mir ist, die höchst passende Bescheidenheit, auch noch verderben, zu all dem Unheil, das du Sirene mit mir anstiftest?

O Eduard, entgegnete sie kopfschüttelnd, wenn du nur nicht so sehr burschikos reden wolltest!

Aber sie blickte ihn trotz dieses Tadelns mit wahren Entzücken an, denn er war in der That schön.

Er war groß und schlank, schmal in den Hüften, breit in den Schultern und von mächtiger Brust. Aus seinem von der Sonne Italiens gebräunten Gesicht leuchteten durchdringende blaue Augen hervor, der Flaum der Jugend umkränzelte Lippen und Kinn, ohne deren schöne Linien zu verhüllen. Dazu gab ihm ein Etwas von Güte, Sanftmuth, Kindlichkeit und Mut einen unbeschreiblichen und unfaßbaren Ausdruck. Sein Gesicht schien jedem Wesen Wohlwollen und Vertrauen entgegenzubringen und lockte deshalb mit unwiderstehlicher Macht Wohlwollen und Vertrauen hervor.

Dieses Etwas hatte neben so viel äußerer Schönheit auch Sylvias Herz gewonnen und sie bewogen, so mancher wohl vorhergesehener Schwierigkeit zum Trotz dem jungen Architekten so viel Aufmunterung entgegenzubringen, daß er es gewagt hatte, um ihre Hand anzuhalten. Denn er war für sie nicht das, was man eine „Partie“ nennt, war nicht in so glänzender Stellung, wie die Tochter des Millionärs von dem Manne ihrer Wahl verlangen konnte, wenn sie weltliche Rücksichten in die Wage legen wollte.

Sie schmiegte sich lieblosend an ihn an, und Arm in Arm wandelten sie langsam unter scherzendem Gespräch durch die grünen Laubgänge. Nach und nach aber wurden die Worte ernsthafter.

Meine süßeste Sylvia, sagte er, sollen wir denn nun immer noch so zu sagen unter einer Halbmaske mit einander verkehren? Will dein Vater immer noch nicht seine Einwilligung geben, und soll ich dich nicht besuchen dürfen, so oft ich will? Sieh, ich mag nicht mehr allein leben, mein einsames Zimmer ist mir wie ein Gefängnis. Ich sehne mich jede Stunde, jede Minute nach dir. Ich dachte, wir heirateten nun endlich, ehe wir alt würden.

Sylvia lächelte.

Wie alt bist du denn schon?

Du denkst es nicht, wie alt ich schon bin. Ich habe meine achtundzwanzig Jahre, bien sonnées.

Das ist freilich recht alt, sagte Sylvia.

Nun sah ich gestern so eine reizende Wohnung, die ganz für uns passen würde. Sie liegt ein bißchen weit dahinten, weißt du, wo wir neulich auf der Spazierfahrt die Neu-Anlagen betrachteten, aber höre nur, wie hübsch alles ist: In der Mitte ein größeres Zimmer mit drei Fenstern Front. Das könnte unser Salon sein. Auf der einen Seite ein kleines Zimmer, welches dein Boudoir würde, auf der andern Seite mein Arbeitszimmer. Außerdem noch ein geräumiges Schlafzimmer, eine Küche und was sonst dazu gehört. Das alles für zweihundert Thaler jährlich. Ich kann es nämlich deshalb so billig bekommen, weil es noch sehr unvollständig decorirt ist. Das ist aber gerade ein Vorteil. Was helfen mir diese schrecklichen, unruhigen Tapeten und all dieser stillose Kram, den du so wenig sehen magst wie ich? Das machen wir viel schöner. Ich habe mit dem Wirt schon darüber gesprochen, und er ist mit allem einverstanden. Er giebt mir die Wohnung einfach gefalzt, nur die Fußböden natürlich sind gestrichen. Dann male ich alles höchst eigenhändig. Du bekommst ein rein pompejanisches Gemach, schwarze Tafeln mit phantastischen Tieren in rote Wände eingelegt, dazwischen blumenumrannte Säulen; der Salon wird ... Du lachst, Sylvia? Beim Zeus, ich rede ernsthaft.

Wie du nur schwärmen kannst, sagte sie mit anmutigem Kopfschütteln. So thöricht es ist, dir höre ich doch gern zu.

O nein, erwiderte er mit ernstem Gesicht, nenne das nicht schwärmen. Ich habe den bestimmten Wunsch, bald zu heiraten, ich male mir die Freude in den hellsten Farben vor, an deiner Seite in stiller Häuslichkeit zu leben und dadurch erhoben in meinem Beruf wahrhaft Schönes zu wirken. Das ist nichts, was du thöricht nennen darfst.

Sylvia senkte ihr hübsches Köpfchen.

Das Bild, welches sie sich von der Zukunft machte, war ganz anders, als Eduard Franks Wünsche und Hoffnungen es erkennen ließen. Sie konnte sich das Glück in der Hütte zuweilen ganz poetisch vorstellen, besonders wenn sie die Hütte unter die Tropen verlegte und sich in einem durchsichtigen Musselinsgewande in einer Hängematte dachte, sanft im Palmenschatten schaukelnd und Bananen essend, während Eduard mit breitkrämpigem Strohhut und in einem Anzug von roher Seide ihr ein buntes Tigerfell als Jagdbeute überbrächte, und über diese Szene buntschillernde Kolibris in der glühend leuchtenden Sonne hin und her zuckten gleich kleinen emailirten Blüten oder lebendig gewordenem Juwelenschmuck. Aber das Glück in der Wirklichkeit, das Glück in Berlin, mußte viel solider begründet sein. Es mußte zur Basis eine elegante Wohnung im fashionablen Stadtteil haben, Teppiche, Sophas, Fauteuils nach modernen

Mustern, eine perfekte Köchin, geschickte Kammerjungfer, einen nüchternen Kutsher und einen Diener von sechs Fuß Höhe. Das Glück mußte so aussehen, daß auch die Freundinnen es für ein Glück ansahen. Es mußte gute Gesellschaft mit sich bringen, elegante Damen der höhern Stände, Maler mit genialen Blicken, die in schwärmerischen Attitüden an ihren Ramin gelehnt standen und sich um die Ehre stritten, Sylvia malen zu dürfen, Klaviervirtuosen, die auf ihrem Bechstein die neuesten Kompositionen von Liszt spielten und Sylvia begleiteten, wenn sie sang „Du meine Seele, du mein Herz,“ kecke Offiziere, deren Uniformen auf dem Hintergrunde kapernfarbener Tapeten und Vorhänge schimmerten und die in den ablichen Kreisen erzählten, der Salon der Frau Sylvia Frank sei einer der interessantesten und geistreichsten der Stadt. Und als Krone des Ganzen dachte sie sich ihren Mann, wie er, schön gleich Apoll, und dazu berühmt gleich Semper, ringsum bestürmt werde, hier ein Schloß, dort eine Siegessäule zu bauen, während eine unaufhörliche Flut von Goldstücken als Preis seiner genialen Entwürfe in die Wirtschaft ströme.

Es war ihr nicht lieb, daß ihr Bräutigam so sehr bescheidene Ansprüche machte, und sie wünschte sehr, ihm höhern Schwung zu geben.

Lieber Eduard, sagte sie, ich weiß bestimmt, daß Papa unter diesen Verhältnissen seine Zustimmung noch nicht geben wird.

Und unter welchen Verhältnissen wird er sie geben?

Sei nicht böse, Eduard, aber Papa sagt so. Papa sagt: Eduard könnte, wenn er wollte, ein enormes Geschäft machen. Er ist sehr talentvoll und hat auch großen Fleiß, ich würde ihm gute Empfehlungen geben, und er könnte bald einer der angesehensten Baumeister sein. Aber . . .

Aber? fragte Eduard mit lebhaftem Erröten.

Aber es ist merkwürdig, sagt Papa, Eduard bringt kein ordentliches Geschäft zustande, und seine Einnahme ist sehr problematisch. Er ist zu genial, zu stolz — was weiß ich? Kurz und gut, so spricht Papa, ich kann meine Tochter nicht heiraten lassen, wenn ich nicht überzeugt bin, daß ihr Mann so gestellt ist, daß ich ohne Sorge in die Zukunft blicken kann.

Die reizende Sylvia führte diese Anschauung ihres Vaters nun in der liebenswürdigen Art und Weise wohlzogener junger Damen weiter aus, indem sie ihres Papas Eigenart und Charakter darstellte und zeigte, welch ein tüchtiger Geschäftsmann er sei und wie zärtlich er zugleich für seine Tochter sorge. Häufig ihre eigenen Worte und Wendungen wiederholend und sie mit anmutigen Schmeicheleien durchwebend, wußte sie ihr Anliegen und ihre Meinung so artig vorzubringen, daß ihr Bräutigam nicht dadurch beleidigt werden konnte, so herb auch der Kern ihrer Rede im Grunde schmecken mußte. War ja doch der leitende Gedanke kein anderer als der, daß der Millionär seiner Tochter wohl ein genügendes Vermögen mitgeben könne, daß er es aber nicht wolle, wenn nicht der Schwieger-

sohn durch seine Erfolge in seinem Berufe vorher gezeigt habe, daß er ein guter Geschäftsmann sei.

Eduard Frank hörte alledem mit vollkommener Ruhe zu, aber die Ursachen dieser Ruhe waren andre, als Sylvia wünschen mochte. Eduard Frank hatte einen so lebhaften Schönheitssinn und dabei so viel Sinn für Humor, daß er sehr bald anfing, das lebhafte Mienenspiel des hübschen Mädchens und dessen einschmeichelnde Manier, die dunkeln Augen und das Spiel der Lippen und Hände zu bewundern, und daß er darüber vergaß, ernstlich auf ihre Worte Acht zu geben, während er zugleich über den Eifer lächelte, womit sie einen Standpunkt verfocht, den er für gänzlich falsch hielt.

Er war erfüllt von den erhabensten Ideen seiner Kunst und ganz durchdrungen von der Überzeugung, daß der Künstler ein Priester der Schönheit sei. Er war fest entschlossen, niemals dem Verdienst und dem Geschäft zu Gefallen von den Prinzipien abzuweichen, die er sich in seinem Berufe vorgesetzt hatte, und es stand ihm einfach als eine Unmöglichkeit vor Augen, jemals etwas andres zu treiben als den Kultus des Schönen.

Dazu war er von jungen Jahren, ungebeugter Energie und kam aus Rom, wo er in vollster Freiheit, umgeben von der ruhigen Größe verschwundener Jahrhunderte, ein ideales Leben geführt hatte. Er fühlte sich als Mann, und ohne darüber reflektirt zu haben, hatte er daß Bewußtsein, daß der Mann das Weib an sich fesseln solle als den schwächern, lebenswürdigen und schutzbedürftigen Teil, niemals aber in den großen und ernsten Zielen seines Schaffens vom Weibe sich hierhin oder dorthin ziehen lassen dürfe.

Was ihm Sylvia daher von guten Geschäften und klugen Benehmen und den vernünftigen Ansichten ihres Papa vorerzählte, machte nicht viel mehr Eindruck auf ihn als das Plaudern eines klugen Kindes.

Sylvia, sagte er dann, als sie schwieg und ihn fragend anblickte, wenn du mich wirklich liebst, wie ich dich liebe, so wird es dir wohl möglich sein, alle die Hindernisse zu überwinden, die du als so groß darstellst. Dein Vater ist nicht aus Erz gegossen und auch nicht von Marmelstein gebildet. Für unser Auskommen ist gesorgt. Ich kann auf eine jährliche Einnahme rechnen, die uns ermöglicht, eine bescheidene Lebensweise zu führen, wie sie für Glückliche, für Liebende die schönste, die einzig wahre ist. Laß du all den Tand der Außenwelt fahren und komm an mein Herz; mach dir keine Sorgen um Dinge, die nichts wert sind. Wir sind reicher als alle Welt, wenn wir uns lieben, und wir sind vornehmer als alle Fürsten, wenn unser Umgang Michel Angelo und Rafael, Palladio, Cornelius, Viollet le Duc und Hansen, Homer, Horaz und Goethe sind.

Wenn das unser einziger Umgang sein soll . . . O, Eduard, das ist nicht rücksichtsvoll von dir gesprochen! sagte sie scharf.

Eine peinliche Empfindung durchzog sein Herz.

Sylvia! rief er.

Sein Blick ruhte vorwurfsvoll auf ihr.

Sie sah zu Boden und spielte mit der Fußspitze im Sande, dann hob sie ihre Augen wieder zu ihm auf, und er sah sie voller Thränen.

Sie hatte einen Bruder, welcher Leutnant in einem Husarenregiment war, einen andern Bruder, der Jurisprudenz studirt hatte und nun einer Gesandtschaft attachirt war; sie hatte eine ältere Schwester, welche mit einem Major vom Stabe verheiratet war. Diese Geschwister hatten einen so guten Umgang, so nette, feine, gebildete und vornehme Leute, mit welchen sie verkehrten, daß es ein bißchen hart für Sylvia war, denken zu müssen, sie solle in der Vorstadt für zweihundert Thaler jährlich wohnen und keinen Umgang haben, als den, welchen Eduard genannt hatte.

Als Eduard ihre Thränen sah, erweichte sich sein Sinn, und er dachte, er müsse doch sehr rücksichtslos und rauh mit ihr gesprochen haben.

Verzeih mir, meine teuerste Sylvia! sagte er, und dazu küßte er die Thränen vom Auge.

Aber obwohl er das that und sagte, war er doch im Innern nicht überzeugt, daß er etwas Unrechtes begangen habe. Er mochte sich mit der Unzartlichkeit benommen haben, die jungen Männern wohl im Umgange mit so viel zarter besaiteten Instrumenten der Schöpfung, wie junge Mädchen sind, eigen sein kann, aber in der Sache selbst hatte er gewiß Recht. Es betrüßte ihn nur, daß Sylvia nicht ganz mit ihm übereinstimmte, und er beschloß, über Mittel und Wege nachzudenken, wie er ihre Wünsche mit seinen Pflichten in Einklang bringen könnte.

Vorläufig erblickte er das beste Mittel darin, daß er sie behandelte wie ein Kind, indem er ihre Gedanken auf etwas andres lenkte, und da er bemerkte, daß seine Küsse von erfreulicher Wirkung waren, fuhr er damit fort und begann zugleich von allerhand kleinen unschuldigen Dingen zu sprechen, die mit der Zukunft nichts zu thun hatten.

Aber er kannte Sylvias Charakter nur wenig, wenn er sich wirklich einbildete, ihre Gefinnungen ändern zu können. Kein Baum im ganzen Tiergarten stand so fest gewurzelt wie Sylvias Absicht auf ein elegantes Dasein, und die zarten, weichen Wangen, glänzenden Augen und feinen, wohlgebildeten Manieren der jungen Dame überdeckten eine zähe Hartnäckigkeit, von der Eduard nur eine sehr unvollständige Vorstellung hatte, wenn er glaubte, sie würde der Liebe weichen.

Sie liebte Eduard, das war keine Frage, aber sie liebte ihn auf ihre eigne Manier. Er sollte der Mann sein, den sie haben wollte. Die Frage war nur, ob er der Mann war, den sie so biegen konnte, daß er in ihre Form paßte.

Beide dachten hierüber nach, als sie, vom Regen vertrieben, aus dem frühlingsgrünen Walde in die große Steinwüste zurückkehrten, und sie waren schweigsamer als sonst.

Als Eduard in seine Junggesellenwohnung zurückkehrte, sah er sich seufzend darin um. So soll es also vorläufig noch bleiben, sagte er nachdenklich.

Er blieb vor einer Gypsfigur stehen, deren Gewand er mit einer blaßblauen Farbe und deren Haar er mit blassem Golde überzogen hatte.

Wenn doch Sylvia deine Tracht trüge, altes Griechennädchen, wie schön wäre das! Keine Mode und keine Möbel, das müßte sehr angenehm sein. O, Sylvia, hättest du doch keinen reichen Vater, sondern wandeltest mit mir in Sandalen oder auch barfuß in den Straßen von Athen!

Mit diesen unpraktischen Gedanken setzte er sich an ein großes Reißbrett und entwarf Sylvias Bildnis in griechischer Tracht. Aber es gelang nicht zu seiner Zufriedenheit.

Das ist nichts, sagte er, warf den Bleistift hin und sah zu dem Bilde der Fornarina hinüber, einer großen Photographie, die er aus Rom mitgebracht hatte. Sie ist eigentlich nicht schön, diese Fornarina, dachte er, und es ist wunderbar, daß Raphaels Künstlerauge an diesem Mädchen ein so tödtliches Gefallen fand. Sylvia ist viel schöner. Aber was ist das Schöne? Wer kann sagen, warum etwas schön ist, und was an dem Mädchen war, daß es Raphael entzücken konnte? Er muß es doch wohl verstanden haben.

Er dachte über die ästhetischen Vorlesungen nach, welche er gehört hatte und lächelte, als ihm dagegen die Worte des griechischen Weisen einfielen: „Wenn jemand fragt, warum dies oder das schön sei, so überlasse ich die wohlweisen Gründe: daß es nämlich an der blühenden Farbe oder an der Gestalt oder an sonst etwas derartigem liege, diese Gründe alle überlasse ich den gelehrten Leuten. Ich selbst aber halte in einfältiger Weise daran fest, daß es die Schönheit ist, wodurch das Schöne schön ward. Die Schönheit aber war damals leuchtend zu sehen, als mit dem beglückenden Reigen wir im Gefolge des Zeus, andre in dem eines der andern Götter eines seligen Anblicks und Schauens genossen und in die seligste der Weihen eingeweiht waren, welche wir feierten, selbst noch sündlos und unberührt von den Übeln, die in späterer Zeit auf uns warteten, dabei aber fehllöse und lautere und wandellose und beseligende Gesichte mit geweihtem und priesterlichem Auge in reinem Glanze schauend, als Reine selbst und nicht eingekertert in diesen Körper, wie wir das nennen, was wir jetzt mit uns, dem Schaltiere gleich angebunden, herumtragen.“

### Neuntes Kapitel.

#### Die schöne Waise.

Vielfach wirken die Pfeile des Amor: Einige rizen,  
Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.  
Aber mächtig bestiebert, mit frisch geschliffener Schärfe  
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.

Unter den künstlerischen Arbeiten, welche Eduard Frank oblagen, standen obenan der Umbau eines Flügels und die Dekoration des Speisesaals im Schlosse Grenzboten I. 1882.

des Barons von Jugenthal in der Nähe von Güterbogk. Er war, einige Tage nach seinem unerfreulichen Gespräch mit Sylvia, drüben gewesen, um den Fortschritt des Baues zu überwachen und kehrte am Abend zurück, in der dritten Wagenklasse, zur Schonung seines Geldbeutels.

Er war heiter gestimmt, denn der Baron bekundete eine künstlerische Auffassung, wie Eduard sie bis jetzt selten bei seinen Bauherrn gefunden hatte, und aus Freude hierüber gedachte er, einige überaus schöne, aber nur von ihm selbst eigenhändig herzustellende dekorative Malereien für den Speisesaal umsonst noch mit in den Kauf zu geben. Indem er sich nun mit seinem innern Auge in architektonische Linien vertiefte, achtete er anfänglich wenig auf die Reisegesellschaft, ward aber doch unwillkürlich von Zeit zu Zeit auf eine weibliche Gestalt aufmerksam, welche in der Ecke ihm schräg gegenüber saß, und zwar ward sein Blick dadurch angezogen, daß jenes Wesen im Profil einige Ähnlichkeit mit Sylvia zu haben schien.

Es war düster im Wagen, denn die Lampe brannte nicht sehr hell, dazu war nur ein kleiner Teil von dem Gesicht des Frauenzimmers zwischen Schleier und Shawl zu sehen, dennoch war um dessen Nase und Mund ein Zug bemerklich, der Eduard an seine Braut erinnerte, und er fing an mit einigem Interesse hinüberzusehen. Es schien ein ganz junges Mädchen zu sein, und Eduard ahnte mit dem Feingefühl des Künstlers eine schöne Form unter der einfachen und ungünstigen Gewandung, einem bäurischen gedruckten Rattummantel, der gar nicht zu der übrigen Kleidung und zu dem Hut mit Schleier stimmte.

Von diesem Mädchen lenkte sich sein Auge alsbald auf zwei andre Gestalten, welche offenbar dessen Begleiter waren und welche ihm auffällig vorkamen, einen Mann und eine Frau. Sie hatten ein Mißtrauen erweckendes Aussehen. Der Mann war von stämmiger Figur, ganz in schottisch karrirtes Zeug gekleidet, mit einer roten Kravatte, hatte gemeine Hände mit auffallenden Ringen und ein konfisziertes Gesicht. Er schien sich für elegant und schlau zu halten, er bewunderte oft seine Ringe und zwinkerte mit listiger Miene dem Weibe zu. Dies war eine garstige alte Person in städtischer Kleidung, deren Gesichtsausdruck so beschaffen war, daß Eduard dachte, es könne nicht leicht etwas niedriges ausgedacht werden, was dem Weibe nicht zuzutrauen wäre. Er stellte diese Beobachtungen nur mit halber Aufmerksamkeit an, wie man eben, wenn der Sinn beschäftigt ist, seine Reisegefährten nur gelegentlich und gewissermaßen gezwungen mustert, denn die Ähnlichkeit des jungen Mädchens mit Sylvia war nicht so deutlich hervortretend, daß sie ihn völlig in Anspruch genommen hätte. Zuweilen, wenn sie ihm das Gesicht von vorn zulehrte, verschwand der bekannte Zug um Nase und Mund, und Eduard hielt dann seine Wahrnehmung für ein Spiel der Phantasie, welche ihm das Bild der Braut neckisch vorgaukeln wolle. Aber obwohl seine Teilnahme an diesen drei Reisegenossen nur gering war, konnte er sich doch im Laufe der Stunden des Gedankens nicht erwehren, daß das junge Mädchen in einer Art

von Gefangenschaft sei. Sie saß in sich gekehrt und trübe, während die beiden Begleiter rechts und links von ihr sie nicht aus den Augen ließen und zuweilen Blicke mit einander austauschten.

Gesprochen wurde zwischen ihnen erst nach der Ankunft in Berlin, als sich beim Aussteigen ein Widerstand des Mädchens zu zeigen schien. Eduard hörte, als er seines Weges gehen wollte, hinter sich das alte Weib leise Drohungen ausstoßen und glaubte vernommen zu haben, daß es den Mann aufforderte, „die alberne Gans auf den Schnabel zu klopfen.“

Er blieb in einer natürlichen Regung seines guten Herzens stehen und sah sich um. Der Mann führte das Mädchen am Arm, das Weib ging hinterher, und so verließen sie den Bahnhof. Doch bemerkte Eduard, daß das Mädchen in dem Augenblicke, als es dicht an ihm vorüberkam, einen angstvollen, hilfesuchenden Blick auf ihn richtete.

Er sagte sich, hier geschehe irgend ein Unrecht und konnte sich nicht enthalten, zu folgen. Es war spät am Abend, die Straßen waren nur noch von wenigen Leuten beschritten. Der Weg, den die drei nahmen, führte in eine entlegene Gegend der großen Stadt. Eduard würde wohl kaum so weit mitgegangen sein, wenn nicht an einem besonders hellen Platze das Mädchen stehen geblieben wäre und sich umgesehen hätte. Der Mann zog es sofort wieder weiter, aber Eduard hatte die Empfindung, es sei dieses Umblicken ein stiller, stummer Hilferuf gewesen, der Ausdruck einer Hoffnung, daß er noch in der Nähe sei, und so fühlte er sich vor sich selber verpflichtet, in der Nähe zu bleiben, ja er beschleunigte seine Schritte und verringerte so die Entfernung, welche ihn von den geheimnisvollen Dreien trennte.

Endlich kam es zu einem Halt. Man war in einer Straße der östlichen Vorstadt, welche schwach beleuchtet und in diesem Augenblicke durchaus öde war. Augenscheinlich war das Ziel erreicht, aber Eduard, der nur noch dreißig Schritte entfernt war, sah deutlich, daß das Mädchen sich der Absicht ihrer Begleiter, sie in ein Haus zu führen, lebhaft widersetzte. Er hörte eine weinende, bittende Stimme und ein Kreischen, wie es von dem bösen Munde der Alten kommen mußte.

In wenigen Sekunden war er am Platze und fragte, was es gäbe.

„Haue für den, den's nichts angeht,“ sagte eine grobe und höhnische Stimme.

„Oho, mein Freund, zum Hauen gehören zwei,“ versetzte Eduard.

Das Mädchen hatte sich bei diesem kurzen Wortwechsel losgerissen, war auf Eduard zugelaufen und klammerte sich nun an seinen Arm. Der Mann trat ihm entgegen, wollte ihn zurückstoßen und packte das Mädchen, während er zugleich sagte: „Der Teufel ist Ihr Freund, scheeren Sie sich Ihrer Wege!“

„Bei mir zu Hause,“ sagte Eduard ruhig, „da heißt es: Auf einen groben Kloß ein grober Keil.“

Unter diesen Worten zog er mit der linken Hand das Mädchen hinter sich und schlug mit der geballten rechten den karrirten Mann mitten ins Gesicht, so

daß er seiner ganzen Länge nach auf das Trottoir fiel und kein Wort mehr sprach, sondern nur Blut aus Mund und Nase von sich gab.

Das Weib stürzte laut schimpfend und zeternd an die nächste Hausthür und begann zu läuten.

Nun geschwind! sagte Eduard, zog den Arm des Mädchens durch den seinigen und eilte, so schnell es ihr Schritt gestattete, mit ihr davon. Nach langem Laufe und ganz entfernt von der Gegend, wo die Szene stattgefunden hatte, blieben sie athemlos stehen, und Eduard fragte, wohin er sie nun begleiten sollte, unter welchem Obdach sie die Nacht zuzubringen gedenke.

Aber zu seiner Verwunderung und nicht eben zu seinem Vergnügen erklärte das junge Mädchen, daß es das selbst nicht wisse.

Sie war ganz und gar fremd in Berlin, hatte die Stadt nie gesehen, hatte dort weder einen Verwandten noch einen Bekannten, abgesehen von der alten garstigen Frau und dem karrirten Mann, der zu Boden geschlagen war.

Eduard geriet in große Verlegenheit, aber die sanfte, zaghafte Stimme des Mädchens, ihre Thränen und ihre augenscheinliche Hilflosigkeit flößten ihm so viel Mitleid ein, daß er alle Bedenken in den Wind schlug und sie gerades Weges nach seiner eignen Wohnung führte. Doch sprach er unterdessen kein Wort mehr, sondern überlegte nur, inwieweit er wohl weise gehandelt haben möchte.

Das Mädchen ging stumm und mit gesenktem Kopf an seiner Seite, stieg hinter ihm die Treppe hinan und blieb, während Eduard die Hängelampe anzündete, gleich einem verhüllten Bilde der Schamhaftigkeit an der Thür stehen.

Nun, mein liebes Kind, sagte er, legen Sie Ihren Mantel ab, machen Sie sich bequem und lassen Sie uns dann ein verständiges Wort mit einander reden.

Sie legte gehorsam ihren weiten, häßlichen Mantel ab, ebenso den Hut mit dem Schleier, den gestrickten Shawl, den sie um den Hals gewickelt trug, und Eduard sah mit wachsendem Erstaunen und nicht ohne Verwirrung ein wunderschön gewachsenes Figürchen sich entpuppen, dessen Bewegungen von den Grazien vorgezeichnet zu sein schienen, dessen Gesicht das Gepräge der holdesten Unschuld trug, dessen dunkelblaue Augen sanft und liebevoll blickten und dessen hochaufgestecktes Haar vom schönsten Cendré war, welches er in seinem Leben gesehen hatte.

Sie blieb schüchtern und mit gleichsam Verzeihung erbittenden Händen an dem Stuhle stehen, auf den sie ihre Sachen gelegt hatte. Diese Hände waren nicht ganz ohne die Spuren der Arbeit, aber Eduard hatte keine Mühe, zu entdecken, daß sie von ebenso schöner Form waren wie der ganze übrige schlanke und volle Körper.

Eduard war in bitterer Verlegenheit. Er dachte an Sylvia und war nicht in Zweifel darüber, daß ein wohlherzogener Bräutigam ein fremdes schönes Mädchen nicht in seine Wohnung aufnehmen dürfe. Doch ging es ihm gegen das Gefühl,

härter zu sein als der Beduine der Wüste, der selbst dem Todfeind die Gastfreundschaft nicht zu verlegen wagt. Er vergaß das verständige Wort, das er hatte reden wollen, holte, der stundenlangen Fahrt gedenkend, eine Flasche Talerner, Brod und eine Schale mit Feigen und Birnen herbei, und lud das Mädchen ein, sich zu erquicken.

Sie folgte seiner Aufforderung ganz gehorsam, doch nicht etwa in niedriger Weise, sondern mehr wie ein Königskind, das durch böses Geschick verfolgt wird, aber dem Edelmann, in dessen Hände sie fiel, nicht mißtraut. Die dunkelblauen Augen betrachteten aufmerksam das polychrome Bildwerk, die Zeichnungen und die Staffelei und hefteten sich dann wieder schüchtern und vertrauensvoll zugleich auf das Antlitz des jungen Mannes.

Er füllte zwei flache Trinkschalen, hob die feinige empor und rief mit einem Seufzer: „Den großen Göttern!“ Dabei goß er einen kleinen Teil des Inhalts auf den Boden.

Das Mädchen betrachtete ihn mit äußerster Überraschung, und dann flog ein reizendes Lächeln über ihr Gesicht, bei dem zwei Grübchen in ihren Wangen erschienen. Dies Lächeln übte eine merkwürdige Wirkung auf Eduard aus. Es war wie ein Sonnenblick. Beim Zeus, sagte er sich, sie hat mehr Wit, als ich erwartete von der Straße aufgelesen zu haben.

Mit gutem Appetit, aber unter wenigen und unbedeutenden Worten verzehrten die beiden ihr Abendessen. Eduard scheute sich, Fragen an sie zu richten, die vielleicht für unfreundlich hätten gelten oder den Zauber des Abenteuers hätten brechen können. Auch hatte er in Wahrheit ziemlich viel damit zu thun, sein Gegenüber vom künstlerischen Standpunkte aus zu beobachten. Sie dagegen war mit tiefen Gedanken beschäftigt, sah hauptsächlich auf ihren Teller und warf nur mitunter einen Blick, worin sich Neugierde und Bewunderung mischten, hinüber. Ein Dritter hätte in diesen Blicken lesen können, daß sie erstaunt war, mit jemand zusammen zu sein, der wohl einer ihr bis jetzt ganz unbekanntem Sorte von Menschen angehören müsse.

Inzwischen mochte der feurige Wein Eduards Erfindungsgabe gestärkt haben, denn es durchschloß ihn ein Gedanke, der in dieser kritischen Lage, wo er zwischen der Beforgnis, eine große, anstößige Thorheit zu begehen und der Neigung, rückhaltlose Güte zu üben, ratlos schwankte, ihm als ein hoffnungsreicher Stern erschien.

Mein liebes Kind, sagte er, seine Uhr ziehend, es ist jetzt die Geisterstunde nahezu vorüber und hohe Zeit, an Ihre nächtliche Unterkunft zu denken. Entschuldigen Sie mich auf eine kurze Zeit. Es ist hier in der Nachbarschaft eine leidliche Gelegenheit dazu, ich gehe, sie zu besorgen und kehre dann zurück, um Sie zu holen.

Indem er sich in diesen vagen Ausdrücken bewegte, schwebte Eduard die Gestalt eines befreundeten Malers vor, welcher die Gewohnheit hatte, bis in

die tiefe Nacht hinein mit einigen trunkesten Gefinnungsgegnossen in einer nahe gelegenen Kneipe zu zechen. Dieser Maler war mit einer lebenswürdigen und verständigen Frau ehelich verbunden, und seine Wohnung war nicht allzu fern. Ihn wollte er in der Trinkstube auffuchen und ihn überreden, das unbekannte junge Mädchen zu beherbergen. Sollte aber dieser trinklustige Maler zu sehr als unter dem Pantoffel stehend sich erweisen, um hierauf einzugehen, dachte Eduard, so wollte er selbst die Nacht in der Kneipe zubringen, um mit gutem Gewissen später der Verleumdung trotzen zu können.

Er machte sich auf den Weg und schloß zu aller Sicherheit, indem er an seine Hauswirthin dachte, die Thür seines Zimmer von außen zu.

Der befreundete Maler saß richtig am gewohnten Fleck hinter dem Glase und verbreitete von diesem Punkte aus ein aufklärendes Licht über die sozialen Verhältnisse Europas. Eduard zog ihn bei Seite und weichte ihn mit leichter Stimme, damit die andern Künstler nichts hörten, in die Angelegenheit ein, um derentwillen er seiner Hilfe bedurfte.

Du kennst ja meine Philisteuse, sagte er. Sie ist eine vortreffliche Dame. Die gute Frau ist die Vorforge in Person. Sie hat ihren Mann so trefflich gewöhnt, daß er nicht mehr zu niesen wagt, ohne daß sie ihm dabei den Kopf hält. Sie überwacht auch meinen Eingang und Ausgang, und wenn ich es wagen wollte, das arme unschuldige Mädchen bei mir zu behalten, so würde sie halb Berlin darüber rebellisch machen. Du hast eine Familienwohnung, du kannst es ohne jeden Anstoß thun.

(Fortsetzung folgt.)



## Literatur.

Die ältesten Nathan Ausgaben.

Zu der die Originalausgabe des Nathan betreffenden Bemerkung am Schlusse des Aufsatzes über „Verbotene Bücher“ in Nr. 6 dieses Blattes geht uns von Herrn Professor Emil Grosse, Gymnasialdirektor in Memel, einem der genauesten Kenner der Lessingliteratur, folgende dankenswerte Aufklärung zu:

„Von Lessings Nathan sind im Jahre 1779 nicht zwei Ausgaben, sondern vier erschienen, drei rechtmäßige und ein Nachdruck; und die Ausgabe von 1779 „ohne Angabe des Druckorts“ und Verlegers ist in der That die Originalausgabe, nicht „die andre mit Angabe des (Druckorts,) Verlegers und dem Privilegvermerk.“

Aus Lessings Briefwechsel geht hervor, daß Lessing die ersten Abzüge des Nathan durch seinen Bruder Karl aus der Vossischen Druckerei zur Durchsicht erhielt. Am 19. März 1779 schickt er die ersten Bogen zurück und rügt unter anderm, daß S. 15 der Zusatz (bei Seite) ganz weggefallen, der Zusatz (lächelnd)